mern schienen. Schon öfters hatten wir diese Unthiere vorzüglich an solchen Orten in Menge bemerkt, wo sie durch Fleisch oder Blut angelockt worden waren; noch nie aber bot sich uns ein gleich furchtbares Schauspiel dar. Man hat im Allgemeinen eine zu milde Vorstellung von dem americanischen Krokodil; weder an Grösse noch an Gefrässigkeit und Bösartigkeit steht es dem africanischen nach. Die Thiere, welche hier in einer Gesellschaft von sechzig und mehr Individuen heimisch geworden zu seyn schienen, massen fünfzehn bis vierundzwanzig F. Zwei Skelete, die wir von dort nach München brachten, haben zwölf F. Länge. Die Indianer versicherten uns, dass das stärkere unter ihnen von einem fünfzehn bis zwanzig Jahre alten Thiere seyn dürfte. Es war nicht der am Rio de S. Francisco und in andern südlicheren Gegenden beobachtete Brillenkaiman (*Croc. sclerops*, *Schneid.*), sondern eine viel stärkere Art, (*C. niger*, *Spix Lac. t.* 4.), die wir schon an vielen Orten im Amazonas gesehen hatten, und in dem westlicheren Flussgebiete immer häufiger fanden. Die kürzere, stumpferere Schnauze, der schwarze, hie und da mit gelblichen Flecken gezeichnete Panzer und die Grösse lassen dieses Thier auf den ersten Blick von jener kleineren, grünlichbraunen Art unterscheiden. Die Einwohner nennen es auch vorzugsweise *Jacaré-açú*, grossen Kaiman. *) Es kostete wenig Mühe, einige

---

*) Der schwarze Kaiman vom Amazonenstrome unterscheidet sich von dem Brillenkaiman auch in der Physiognomie, wenn man diesen Ausdruck von seinem furchtbaren Kopfe gebrauchen kann, der gleichsam nichts als Rachen ist. Seine Augenhöhlen sind weiter und die zwischen ihnen liegenden Knochen treten in einen minder hohen Kamm hervor. Die kurzen Füsse und der breite Schwanz sind kräftiger. Am Ufer liegend oder gehend hat das Thier weniger von dem furchtbaren Ausdrucke, den es schwimmend, gleichsam mit erhöhter Beweglichkeit, erhält. Gewöhnlich geht es langsam, und dann werden Wanst und Schwanz wenig über die Erde erhaben getragen; nur wenn es einen heftigen Anlauf nimmt, erhebt es den letzteren schräg aufwärts. Im Wasser dagegen scheint das Missverhältniss zwischen der Masse des ungeschlachten Leibes und den, dann ausgestreckten, Füssen verringert, und die Bewegungen werden mit einer wüthenden Heftigkeit ausgeführt. Im Zorne starrt der Schwanz empor und peitscht unter schnellen Krümmungen das Gewässer; dann sind die Bewegungen des Kopfes ungestümm und vom wildesten Ausdrucke. Wenn aber das Thier ruhig umherschwimmt, lässt es kaum die Augen und die Spitze des Schwanzes aus dem Wasser hervorsehen; es schiesst dann gewöhnlich in gerader Richtung hin und her, ohne das Wasser viel zu beunruhigen. Auf Beute lauernd bleibt es oft lange Zeit unbeweglich, und gleicht dann einem schwimmenden Baumstrunke. Auffallend ist, dass es gerade im Wasser bei verstärkter Beweglichkeit weniger gefährlich

dieser gefrässigen Ungeheuer zu fangen. Der aufgeblasene Magen einer Schildkröte, im Innern mit einem grossen Hacken bewaffnet, ward an einer eisernen Kette von dem Gerüste der Fischerei aus zwischen die Krokodile hinabgelassen, unter denen alsbald ein Streit wegen der Beute entstand. Von allen Seiten schwammen sie herbei und schnappten nach dem Köder, den endlich dasjenige festhielt, welches den furchtbaren Rachen am weitesten aufgesperrt hatte, um ihn zu verschlingen. Als sich das Ungethüm festgebissen hatte, war grosse Kraft nöthig, es von der Flucht in die Tiefe abzuhalten, und es unter gräulichem Schnarchen und Schlagen mit dem Schweife an das Land zu ziehen, wo seine Fesseln an einen Baum befestigt wurden, und wir es einen Tag lang sich selbst überliessen, bis ein kühner Mura ihm den Unterleib aufschlitzte und es durch Verletzung der edlen Eingeweide tödtete. Gewöhn-

---

ist, als am Lande. Die Indianer versichern, dass man den Verfolgungen des *Jacaré* entgehe, sobald man untertauche, weil nur die aus dem Wasser hervorragenden Theile von ihm ergriffen würden. In der Verfolgung oder im Kampfe mit einem Feinde verdoppelt es die Schläge des Schwanzes; ja es soll diesen benutzen, seine Beute zum Rachen zu führen. Was in sein mächtiges Gebiss gefallen, wird nicht mehr losgelassen; der Kaiman wendet den Kopf hin und her, bis er den gefassten Theil abgerissen hat. Ausserordentlich gefrässig und vorzüglich dem faulenden Fleische geneigt, verschmäht er keine Art von Beute. Man sagt, doch ist diess vielleicht eines der vielen Indianermährchen, dass er, wenn er einmal Menschenfleisch gefressen habe, immer lüsterner darnach und immer kühner werde. Er ist übrigens am wildesten und thätigsten zur Zeit der Begattung und des Eierlegens, worin er am Amazonenstrome fast dieselben Perioden mit den Schildkröten einhält. Die Begattung geschieht am Lande oder in seichten Lachen des ausgetretenen Stromes. Sie leben in Polygamie. Das Weibchen legt dreissig, etwa vier Zoll lange, elliptische harte Eier in eine seichte Grube des Erdreiches oberhalb des Ufers, bedeckt sie mit Blättern und Sand und bewacht sie von Ferne. Wenn die ausgekrochenen Jungen zum Strome herabkommen, sind sie nicht selten eine Beute der grossen Störche und Geier oder der heisshungrigen Männchen selbst. Ohne diesen Umstand würden sich die Thiere hier auf eine furchtbare Weise vermehren. Die Indianer essen nicht blos diese Eier, sondern auch das Fleisch des ganzen Körpers, obgleich es einen widerlichen Moschusgeruch hat, der ihm zum Theile von den Moschusdrüsen am Halse und von den Geschlechtstheilen mitgetheilt wird. Sie dörren das Fleisch im Moquem und braten das grünliche Fett heraus, womit sie Salben und Farben zur Bemalung des Körpers anreiben. Aus einem Theile des Panzers bereiten sich mehrere kriegerische Stämme zwischen dem Rio Negro und dem Yupurá ihre Schilde. — Ohne Zweifel ist es dieselbe Art des Kaimans, welche, nebst *C. fissipes*, *Spix.*, auch die westlicheren Gegenden am Solimoês in der Provinz Maynas bewohnt wo beide *Lagarto* heissen.

lich werden die Thiere mit Keulen erschlagen, was wir zur Erhaltung des Skeletes vermeiden wollten. Es ist bekannt, dass die Wilden ausser der eben beschriebenen Weise, den Kaiman zu tödten, noch die einfachere üben, ihn seines Gebisses zu berauben, indem sie ihm ein weiches Stück Holz vorhalten. Hat er sich darin verbissen, so kann man ihm ohne Gefahr den Kopf zerschmettern. So mährchenhaft es auch klingen mag, ist es doch wahr, dass die Indianer dem Thiere bisweilen auf den Rücken springen, und ihm das weiche Holz der Ambaúva wie einen Zaum in den Rachen geben. Uebrigens zielen sie immer nach den Augen, wenn sie sich, was nicht selten geschieht, von dem Thiere überfallen sehen; und die kleinste Wunde veranlasst es dann, von seiner Verfolgung abzustehen. — Nach dem Fange eines Krokodils blieb uns noch ein dritter Bewohner des Gewässers übrig, den wir ebenfalls in *Manacarú* erhielten, nämlich der Lamantin oder Manati (*Manatus americanus*, *Cuv.*, in der Lingua geral *Goaravá*, *Goaragoá*). Dieser Wall scheint früherhin in Brasilien häufiger gewesen zu seyn, als jetzt. Er bewohnte die Küstenflüsse zwischen Rio de Janeiro und Maranhâo, und wurde von den Ansiedlern wegen seines Thrans so stark verfolgt, dass er gegenwärtig fast ausgerottet ist. Nur im Rio de S. Francisco kommt er bisweilen vor. Um so gemeiner ist er aber immer noch im Amazonenstrom und in seinen grösseren Confluenten. Wegen der Aehnlichkeit mit einem Ochsen nennen ihn die Portugiesen Ochsenfisch (*Peixe Boy*), die Spanier Seekuh (*Vaca marina*). Man sieht oft mehrere im ruhigen Wasser beisammen, vorzüglich in den stillen, tiefen Buchten des Stromes. Seine Jagd wird, nicht wie die des Delphins in der Stromleere, sondern während der Hochwasser angestellt. Man harpunirt ihn wie den Wallfisch, vorzüglich um des Thranes willen, wovon von einem sogenannten Thranfische (*Peixe Boy de Azeite*, vielleicht dem ausgewachsenen Männchen?) 480 bis 500 Gallonen ausgesotten werden können. Das sehr weisse, dem Schweinfleisch ähnliche, mit Fettlagen wechselnde Fleisch, besonders des Unterleibes, ist ein treffliches Gericht. Ich erinnere mich nicht, in Brasilien eine köstlichere Fleischspeise genossen zu haben. Man macht daraus, mit den

Därmen des Ochsenfisches selbst, sehr wohlschmeckende Würste (in der Lingua geral *Mixiras*, von *Mixîre*, braten), welche als Seltenheit nach Portugal versendet werden. Die Indianer gebrauchen das Fett des Lamantin wie das des Kaimans. *) Unter den erheiternden Beschäftigungen, denen wir uns in *Manacarú* hingeben konnten, muss ich auch noch des Vogelfanges erwähnen. Die Wälder, besonders des inneren Festlandes, sind mit schönen Taubenarten zahlreich bevölkert, und obgleich es diesen Thieren nicht an Futter fehlt, suchen sie doch mit grosser Begierde die ihnen vorgestreuten Gerstenkörner auf. Dieser Köder ward über Nacht in frisch ausgepressten Mandioccasaft eingeweicht, ein sehr gefährliches Gift für sie. Wenn sie genug der Körner gefressen hatten, vermochten sie nicht, wieder aufzusteigen und fielen zuckend in unsere Hände. Es ist bekannt, dass manche Pflanzer

*) Der Lamantin erreicht in den Gewässern des Amazonas, Rio Negro und Solimoês eine Grösse von fünfzehn, ja bisweilen sogar von zwanzig Fuss, und wiegt dann siebzig bis achtzig Centner. Der dickste Theil des Leibes misst in diesem Falle im Umkreise zwölf bis fünfzehn Fuss. So hässlich im Allgemeinen die Form des ungeschlachten Thieres ist, liegt doch in den Zügen des dicken, stumpfen, nicht mit Unrecht dem eines Kalbes verglichenen Antlitzes jener Ausdruck stiller Friedfertigkeit, womit das Thier, wenn auch nicht in grösseren Haufen zusammen, doch paarweise nebeneinander zu wohnen pflegt. Da die Weibchen nur ein oder zwei Junge werfen, und, wie die Indianer versicherten, eilf Monate trächtig gehen, ist es nicht zu wundern, wenn die Verfolgungen des Krokodils und der Menschen die Zahl der Lamantine schnell verringern. Auch will man bemerken, dass diess in einem sehr bedeutenden Verhältnisse statt finde, je mehr sich die Bevölkerung ausbreite. Der Lamantin lebt lediglich vom Gras der Ufer, darunter vorzugsweise von *Echinochloa elephantipes, Nees*, und von mancherlei Arten von *Panicum*, und *Paspalus*, deren Wachsthum während der trocknen Monate längs den Ufern überaus üppig ist. Zur Zeit der Hochwasser, wo jene Gräser grossentheils unter Wasser gesetzt und verfault sind, wird er gezwungen, weiter landaufwärts zu steigen, um Nahrung zu suchen. Er verlässt jedoch niemals das Wasser gänzlich, weil er zu Lande sich kaum bewegen kann. Wird bisweilen ein Thier beim Zurücktritt der Gewässer auf dem Trocknen gelassen, so ist es meistens eine Beute des Todes. Man kann sich ihnen ohne Furcht nähern, da sie zu scheu sind, irgend einen Angriff zu machen, und selbst nur dann beissen könnten, wenn der Zufall ihnen etwas in den Rachen geführt hätte, der bei ausgewachsenen Thieren nur mit Stockzähnen versehen ist. Die Weibchen säugen das Junge an ihrer flachen Brust wenigstens ein halbes Jahr lang. Die Menschenähnlichkeit ihrer Organisation hat die wüste Lüsternheit der Indianer zu einem schändlichen Laster gereizt, das sie bei dem Fange eines Weibchens um so häufiger begehen, als sie glauben, dadurch ihr Jägerglück zu befestigen. — Auch an den Küsten von Africa kennen die Portugiesen einen *Manatus*, unter dem Namen *Peixe Mulher*.

sich des frischen, in der Sonne etwas verdickten Mandioccasaftes auf gleiche Weise bedienen, um die Papageien und andere Vögel von den Verheerungen in der Saat von Mais, Reis und Bohnen abzuhalten. Die Körner nehmen, darin eingeweicht, bald hinreichenden Giftstoff auf, um jene Vögel zu betäuben, wenn sie die aus der Erde hervorgescharrte Saat verschlucken.

Aehnliche Ausflüge, als der nach *Manacarú*, wobei wir Gelegenheit hatten, die Einförmigkeit zu beobachten, worin das Thier- und Pflanzenreich sich in den Niederungen am Amazonas überall gleich bleibt, bestimmten uns, die Reise in Westen von der *Barra do Rio Negro* so weit als möglich auszudehnen, um, vielleicht, die Grenze kennen zu lernen, welche die Natur in ihren Producten zwischen dem des unteren und oberen Stromgebietes des Amazonenflusses bezeichnet haben dürfte. Den *Solimoês* zogen wir in dieser Beziehung dem *Rio Negro* desshalb vor, weil, den neuesten Nachrichten zufolge, an mehreren Orten in dem Stromgebiete des letzteren gerade damals bösartige Fieber herrschten, deren Einfluss wir unsere bereits geschwächte Gesundheit nicht auszusetzen wagten. Ueberdiess hatte sich Sr. Zany erboten, uns bis zu der Villa de Ega zu begleiten. Um eine schnellere und angenehmere Reise zu machen, schifften wir uns mit unserem Begleiter auf zwei Kähnen ein, die, ohne Verdeck, nur im Hintertheile mit einem Blätterdache versehen, bei einer Länge von sechs und dreissig und einer Breite von vier bis sechs Fuss, für sechs Ruderer und drei bis vier andere Personen Raum gewährten. Der Sergeant ward beordert, in unserem grösseren, die Vorräthe führenden Fahrzeuge, bis Ega vorauszueilen. Von den drei Soldaten, die uns überdiess beigegeben waren, wurden zwei als für unsern Dienst ungeeignet in der *Barra* zurückgelassen, und mit Ausnahme einiger weniger Indianer aus der untern Provinz sahen wir uns von einer ganz fremden Equipage umgeben. Nur die Aussicht, eine muthige und mit den Gefahren ähnlicher Reisen vertraute Mannschaft in unserer Nähe zu haben, welche von Sr. Zany in Handelsgeschäften ebenfalls nach Ega abgeordnet worden

war, verminderte die Besorgnisse über die Gefahren einer Reise, auf der wir, uns von den sparsamen europäischen Ansiedlungen längs dem *Solimoês* entfernend, zahlreiche wilde Stämme in ihren ursprünglichen Wohnsitzen zu besuchen, uns vorgesetzt hatten.

Anmerkungen zum ersten Kapitel.

(1.) Geschichtliche Momente der Provinz *Rio Negro*. Als ersten Conquistador des *Rio Negro* nennt Ribeiro (§. 298.) den Pedro da Costa Favella, früheren Begleiter des P. Teixeira auf der Reise nach Quito. Dieser habe, nach Indianern jagend, den Strom um das Jahr 1668 und 1669 beschifft; und wenige Jahre später (1671.) sey die Festung an der Mündung des Stromes erbaut worden. Die erste, der portugiesischen Regierung unterworfene, Ortschaft lag eine Meile weiter westlich. Es war eine Mission der Carmeliten, welche die Indianer *Tarumás*, anfänglich in grosser Zahl, daselbst aldeirten, so dass man achthundert waffenfähige Männer zählte (§. 318.). Gegenwärtig ist davon keine Spur mehr zu finden, und überhaupt sind die mächtigsten Stämme, welche anfänglich am Strome wohnten, die *Barés*, *Manáos* und die diesen feindlichen *Carayaís* jetzt, wenn auch nicht gänzlich ausgestorben, doch ohne Nationalität und eigene Sprache unter den Ansiedlern zerstreut. In der *Fortaleza da Barra* wurden Indianer von den Stämmen der *Banibás*, *Barés* und *Passés*, letztere vom Rio Yupurá, aldeirt. Die *Manáos*, ursprünglich Anthropophagen und sehr kriegerisch, waren im zweiten Decennium des vorigen Jahrhunderts, besonders unter ihrem Caciken Ajuricaba, gefürchtete Sclavenjäger. Sie bekriegten die Nachbarn, und verkauften ihre Gefangenen an die Holländer von Essequebo, mit denen sie durch den Rio Branco in Verkehr standen. Die Portugiesen machten ihrerseits ebenfalls Expeditionen, um Sclaven zu gewinnen, wobei sie schon um jene Zeit über die Katarakten des Stromes hinauskamen. Solche *Tropas de Resgate*, d. i. Expeditionen zur Auslösung von Gefangenen, pflegten sich für eine gewisse Zeit lang hie und da festzusetzen (*fazer Arrayal*), und aus diesem ersten Anbaue entstanden nachmals förmliche Niederlassungen und Ortschaften. In den Jahren 1725 und 1726 hatten die Portugiesen den Strom, der sonst *Quiary*, (schlechthin Fluss), im oberen Theile *Uéneyá* oder *Guainiá* hiess, bis *Yavitá*, nördlich von der Mündung des *Caçiquiary*, beschifft, und bezogen von da aus Indianer für ihre Ortschaften. Eine solche Expedition war es, auf welcher 1744. Franc. Xav. de Moraes dem spanischen Jesuiten Manoel Romano begegnete, wodurch die Verbindung des *Rio Negro* mit dem *Orenoco* mittelst des *Caçiquiary* den Spaniern bekannt wurde. Diese Thatsache benützte i. J. 1763 der Gouverneur von Pará, Man. Bern. de Mello de Castro, um dem spanischen Grenzcommissär D. J. de Yturriaga, welcher verlangte, dass die Portugiesen ihre Besatzungen bis zu dem Falle von *Corocobi* zurückzögen, das ursprüngliche Eigenthumsrecht der Krone von Portugal darzuthun. Die ersten Niederlassungen der Spanier am obern *Rio Negro*, *S. Carlos* und *S. Felipe* wurden 1759, wie die portugiesischen Autoritäten behaupteten (Ribeiro §. 309.), auf portugiesischem Grund und Boden, in den indianischen Ortschaften von spanischen Soldaten, unter dem Vorwande gegründet, Waarenhäuser und Depots für die daselbst erwartete spa-

nische Grenzcommission zu errichten. Um jene Zeit (1756.) hatte Franc. Xav. de Mendonça Furtado bei seinem ersten Besuche die Provinz *S. Jozé do Rio Negro* von Pará abgetrennt, die Aldea *Mariuá*, wo er einen Zusammentritt mit dem spanischen Grenzcommissär vorbereitete, unter dem Namen *Barcellos* zur Villa und Hauptstadt der Provinz ernannt und die Einwanderung von Portugiesen und die Aldeirung der Indianer thätig betrieben. Der erste Gouverneur der neuen Provinz traf im Jahre 1758 ein; ihm folgten der Ouvidor und Generalvicar. Die Indianer, welche in *Barcellos* aldeirt wurden, gehörten zu den Stämmen der *Manáos*, *Barés*, *Bayânas*, *Uariquénas* und *Passés*. Inzwischen wurden am *Rio Negro* von Carmeliten mehrere Missionen gegründet. Die portugiesischen Niederlassungen wurden zweimal, um das Jahr 1725 und 1756., von empörten Indianern beunruhigt; nachdem aber ihre Waffen immer siegreicher waren, finden sich die noch freien Stämme in den entfernteren Gegenden des Stromgebietes gegenwärtig in einem Zustand von Schwäche, dass sie wohl schwerlich den Niederlassungen noch je gefährlich werden möchten.

(2.) Ueber einige Droguen und Arzneistoffe von Rio Negro. 1. Die Chica, in Pará, Rio Negro und Surinam *Carajurú* genannt, ist neuerlich zum Gelb- und Rothfärben der Baumwolle angewendet worden, und empfiehlt sich unter Anderm durch die ausserordentliche Theilbarkeit ihres Farbestoffes. In Holland, wohin sie seit längerer Zeit schon aus Surinam gebracht wird, soll man sie auch zur Verfälschung der Cochenille brauchen. Man findet dieses schöne Roth gemeiniglich in die Form von flachen Kuchen zusammengeballt, bisweilen aber auch als ein sehr feines Pulver. Der Farbestoff desselben ist eigener Art, und besitzt viele Aehnlichkeit mit dem Alkanin, dem Orlean und dem Krapproth. Von dem Drachenblute und anderen harzigen Substanzen unterscheidet es sich vorzüglich durch seine Zersetzbarkeit beim Erhitzen, ohne zu schmelzen, seine Leichtlöslichkeit in fixem und flüchtigem Alkali, und dadurch dass es aus alkoholischen Auflösungen durch Wasserzusatz nicht wie ein Harz präcipitirt wird. Seine Bereitung aus den Blättern der *Bignonia Chica*, *Bonp.* geschieht folgendermaassen. Die Indianer, und sie sind es bis jetzt ausschliesslich, welche sich damit beschäftigen, nehmen die Blätter von dem Strauche ab, vorzüglich, wenn sie anfangen, röthlich zu werden, lassen sie im Schatten welk werden, und werfen sie dann in einen ausgehöhlten Baumstamm oder in einen grossen, aus dem weichen Holze eines Feigenbaumes geschnittenen Bottich. Mit Wasser übergossen, gehen die Blätter in Gährung über, und lassen den rothen Farbestoff unter der Form eines sehr feinen, leichten Pulvers niederfallen. Das unreine Wasser wird abgeschöpft, reines aufgeschüttet, und wenn der Bodensatz ohne weitere Unreinigkeit durchschimmert, wird er durch gänzliches Abgiessen der darüber stehenden Flüssigkeit und Abtrocknen in der Sonne zur staubartigen Consistenz gebracht, oder mit den Händen zu Kuchen geballt. Die Indianer färben sich die Haut mit dem *Carajurú*, das sie mit Wasser oder mit Schildkröteneierfett abreiben; auch halten sie einen klaren, wässerigen Aufguss davon, täglich in grosser Quantität getrunken, für ein Blut- und Nieren reinigendes Mittel. Als Handelsartikel kommt das *Carajurú* bis jetzt nur wenig in Betracht. Meistens wird es nur zufällig von den Indianern eingetauscht. Man zahlt in der Barra do Rio Negro einen Kuchen, von etwa 10 Unzen Gewicht, mit 360 Rëis. (Vergl. über die *Chica*: Humb. Relat. II. S. 258. Gili Saggio I. S. 218. Annales de Chimie. 1824. Nov. S. 315.)

2. Cacao. Bekanntlich gehört der Cacao von Pará und Rio Negro zu den mittleren, ja sogar schlechten Sorten, weil er einen etwas scharfen oder bitterlichen Geschmack hat, und weniger des milden Oeles enthält. Diess rührt zum Theile davon her, dass der Cacao hier mehr von wilden Bäumen, als von gepflanzten gesammelt wird. Im Zustande der Freiheit entwickeln die Gewächse mehr von den ihnen specifisch zukommenden Stoffen, welchen, was den Cacao betrifft, das dem Coffein vergleichbare, bittere Princip zuzugesellen ist. Dagegen findet sich in der Frucht von gebauten Pflanzen mehr des Cacaoöles; denn fette Oele werden in den Früchten durch Cultur vermehrt. Die Maranham-Bohnen sind desshalb auch meistens flach, nicht so reich an Masse, wie die besseren Sorten. Ausserdem mag zur Verschlechterung dieser Cacaosorte der Umstand beitragen, dass man bei der Zubereitung der Saamen nicht genug Sorgfalt anwendet. Die Procedur, die Bohnen einzugraben, welche zum Zwecke hat, die, ohne starken Luftzutritt bewirkte Art von Gährung hervorzubringen, welche die Keimkraft nimmt und das bittere Aroma fixirt, ist hier ganz unbekannt. Man begnügt sich, die Bohnen in der Sonne trocknen zu lassen, und versäumt sogar, sie durch mehrmaliges Umrühren abwechselnd mit der Luft in Berührung zu bringen. Bei dem Einsammeln des wilden Cacao würde diess Geschäft oft selbst durch die Oertlichkeit erschwert werden, weil es, in den feuchten Niederungen des Ygapó-Waldes an trocknen, freien Räumen fehlt, und die Sammler bisweilen auf den Kahn beschränkt sind. — Zu erwähnen ist übrigens, dass, wenn gleich bei weitem der grösste Theil des Cacao jener Gegenden von *Theobroma Cacao*, *L.* herrührt, doch, ohne Zweifel, auch die Saamen anderer Arten, welche den Sammlern in die Hände fallen, darunter gemengt mit in den Handel kommen. — Das von Humboldt und Bonpland in der Provinz Choco entdeckte *Theobroma bicolor* habe ich auch bei der Barra do Rio Negro, in Manacurú und am Yupurà wild wachsend gefunden; und ausserdem sind mir in diesen Gegenden noch mehrere Arten von Cacao: *Theobroma speciosum*, *Willd.*, *subincanum*, *Mart.*, *sylvestre*. *Aubl.*, und *microcarpum*, *Mart.* vorgekommen. (Vergl. Martius über den Cacao, in Buchners Repertor. f. Pharm. Bd. XXXV. S. 1. u. s. f.)

3. Pechurimbohnen. In *Rio Negro* wird die Bohne vorzugsweise *Puchury*, *Puchurim* genannt (das Wort kommt in mehreren indianischen Sprachen vor; so bezeichnet es z. B. bei den *Catoquinas* die Giftpflanze, woraus das Pfeilgift Urari bereitet wird). Die grössere Sorte dieser aromatischen Saamen kommt von *Ocotea Puchury major*, *Mart.*: *glabra*, *ramulis erecto-patulis*, *foliis ovato-oblongis acuminatis basi acutis coriaceis nitidis*; *pedunculis axillaribus solitariis aut nonnullis aggregatis quam folia duplo brevioribus*, *calyce fructifero maximo spongioso*; *drupa elliptica subbipollicari.* Die kleinere Sorte kommt von *Ocotea Puchury minor*, *Mart.*: *glabra*, *ramulis patulis*, *foliis oblongis acuminatis basi acutis*; *racemis axillaribus paucifloris*, *calyce fructifero subsolitario breviter pedunculato axillari aut terminali margine extenuato basin versus sulcato gibbosoque*; *drupa elliptica*, *ultrapollicari.* Beide Arten von Bäumen lassen die reifen Früchte aus den Kelchen auf den Boden fallen, wo sie von den Indianern aufgelesen, ihres Fleisches beraubt, und sodann über einem gelinden Feuer getrocknet werden. Hiebei geht ein Theil des flüchtigen Oeles verloren, doch ist diese Behandlungsweise nöthig, damit die Saamen nicht faulen. Bis Pará werden sie gewöhnlich in Körben, von dort aus in Kisten oder Säcken versendet. Die Pechurimbohnen kommen, eben so wie die Toncabohnen, vorzüglich in dem oberen Theile des Rio Negro vor; am Amazonas sind sie viel seltner.

4. Diese Aequatorialgegenden sind ungemein reich an Pflanzen aus der Familie der Lorbeeren, und viele derselben werden von den Einwohnern angewendet. Einer der wichtigsten Bäume dieser Art heisst in Rio Negro *Casca pretiosa*, oder Pereiorá, bei den Barés Hinidáo (*Cryptocarya pretiosa*, *Mart.* in Buchners Rep. Bd. XXXI. S. 356.) Die Rinde riecht fast wie der Sassafras, ist aber viel reicher an einem eigenthümlichen ätherischen Oele. Man gebraucht das Decoct oder Jnfusum derselben gegen Nervenschwäche, Oedem der Füsse, in Folge von Erkältungen, chronische Katarrhe, Wassersucht, Gicht, Syphilis. Die Saamen enthalten das belebende Oel in noch stärkerem Verhältnisse, und werden geschabt, mit Wein, besonders auch gegen Magenschwäche, Dyspepsie, Flatulenz u. s. f. angewendet. — Hierher gehört auch der Cujumarybaum. *Ocotea Cujumary*, *Mart.*: *glabra*, *ramulis patulis*, *foliis coriaceis supra nitidis angusto-oblongis cuspidatis junioribus basi acutis*, *racemis compositis terminalibus*, *calycibus fructiferis verruculosis margine integerrimo*; *drupa elliptica semipollicari.* Seine aromatischen Saamen werden vorzüglich mit Wein gegen dieselben Leiden der Verdauungsorgane angewendet. Ueberdiess gebrauchen die Einwohner diese gepulverten Saamen zugleich mit dem Pulver des halbverkohlten Holzes der Piracuuva, täglich zu drei bis vier Drachmen, in Wasser sowohl gegen diese Krankheiten, als gegen rheumatische Schmerzen nach Erkältungen. — Gegen Steifheit, Contracturen der Gliedmassen und rheumatische Schmerzen wird ein Balsam aus den Saamen einer andern Laurine äusserlich angewendet. Es ist: *Ocotea opifera*, *Mart*: *foliis oblongis acuminatis basi acutis subtus reticulato-venulosis paniculisque dimidio brevioribus*, *floribusque bibracteatis sericeo-canis*; *drupis ovatis obtusis semipollicaribus*, *in cupulis hemisphaericis.* Das ätherische Oel, welches die Saamen enthalten, kann die Stelle des Rosmarin- oder Citronenöles vertreten. — Zwar nicht in der Nähe des Amazonas, aber doch in der Provinz Rio Negro, am Yupurá, fand ich auch noch eine andere Lorbeerart, deren sehr aromatische, bittere Rinde als ein treffliches magenstärkendes Mittel hie und da von den Indianern angewendet wird. Es ist: *Ocotea amara*, *Mart.*: *glaberrima*, *foliis lanceolato-oblongis acuminatis*, *basi acutis coriaceis supra nitidis*; *racemis axillaribus paucifloris*, *calyce fructifero subsolitario terminali*, *margine passim gibbo*; *drupa elliptica ultrapollicari.*

5. Zahllos sind in den Wäldern von Rio Negro die Pflanzen, welche einen Milchsaft absondern. Man könnte daher, ohne Zweifel, hier noch viel mehr elastisches Gummi gewinnen, wenn man sich hierin nicht auf die Seringeira (*Siphonia elastica*, *Rich.* vergl. oben S. 915.) beschränkte. Unter den nutzbaren Gewächsen, welche solche Säfte absondern, erwähne ich hier noch der Sebuü-üva (Sucuúba) *Plumeria phagedaenica*, *Mart.*: *foliis cuneato-obovatis breviter acuminatis vel rotundatis*, *utrinque glabris supra nitidis subtus costato-venosis*, *floribus racemoso-corymbosis*, *bracteis carinatis involucratis*, *tubo corollae gracili*, *laciniis oblique lanceolatis.* In der Dosis von einer halben bis ganzen Drachme innerlich genommen, bedient man sich des Milchsaftes zur Abtreibnng der Würmer; äusserlich wird er zur Reinigung bösartiger Geschwüre, gegen Flechten und Warzen angewendet. Auch der bereits erwähnte Milchsaft der Sorveira (S. 1031.) wird gegen Würmer, in gleichem Verhältniss, verordnet. Ein drittes starkes Wurmmittel liefert die Coajingüva, *Ficus anthelmintica*: *trunco elato*; *foliis oblongis acutis basi obtusiusculis*, *subtus tenuissime papilloso-mollibus*, *nervo basi biglanduloso venisque subrectangulis parallelis albis*; *receptaculis nonnullis aggregatis globosis bracteatis.* Die Dosis ist täglich ein bis zwei Scrupel. Da Wurmkrankheiten hier sehr häufig, und in mancherlei Com-